

LEBENSFORMEN DARF MAN KRITISIEREN

Die Debatte über Homosexualität hat sich zu sehr erhitzt, um zu sinnvollen Ergebnissen zu führen.
Was können Homosexuelle fordern, und wo müssen sie sich auch Kritik gefallen lassen?

AUTOREN: TOBIAS HÜRTER UND THOMAS VAŠEK

Eine neue Diskussion über den Status Homosexueller in unserer Gesellschaft ist entbrannt, unter anderem ausgelöst durch das Coming-out des Fußballspielers Thomas Hitzlsperger, in die Irre geführt durch den konservativen Profiprovokateur Matthias Matussek, versachlicht durch den medienkritischen Journalisten Stefan Niggemeier. Seit Langem gibt es reichlich Gerüchte über schwule Fußballprofis auf oberster Leistungsebene und Klagen über ein Tabu, das über diesem Thema liegt. Hitzlsperger ist der erste

Berufsfußballer, der sich zu seiner Homosexualität bekannte, und er erntete dafür sehr viel Aufmerksamkeit und Zustimmung. Aber nicht von Matthias Matussek. Dem geht das Thema so sehr auf die Nerven, dass er in der »Welt« mit einer Art Gegen-Coming-out konterte: »Ich bin wohl homophob«, schrieb er und fügte mit einer Paraphrase des bekennend schwulen Berliner Regierenden Bürgermeisters Klaus Wowereit hinzu: »Und das ist auch gut so.« Matussek hält es für eine »einfache Tatsache, dass die schwule Liebe selbstverständlich eine defizitäre ist, weil sie ohne Kinder bleibt«. Er beruft sich dabei auf die Philosophen Robert Spaemann und Aristoteles – und in offener Unkenntnis auch auf die Bibel, die »man mal gründlich auf

LEBENSFORMEN SIND KEINE INDIVIDUELLEN OPTIONEN, SIE GEHEN ALLE ETWAS AN.

homophobe Tendenzen abklopfen müsste«, wie Matussek anregt. Der bekennende Katholik ist sich sicher, dass es da was zu holen gibt.

Nun könnte man sich richtig schön aufregen über diesen unsäglichen, vermutlich in Eile hingeschriebenen Text, und viele taten das auch. Und taten Matussek damit den Gefallen, die Diskussion noch tiefer in die Sackgasse der Empörung zu treiben.

Ein paar Leute aber blieben bedacht, unter ihnen Matusseks Berufskollege Stefan Niggemeier, der in seinem Debattenbeitrag in der »Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung« zwei Dinge klarstellte: Erstens, Homosexualität besteht nicht bloß in gewissen intimen Handlungen, sie gehört zur Identität eines Homosexuellen; zweitens, dieser homosexuellen Identität gebührt gesellschaftliche Akzeptanz. Toleranz genüge nicht, denn Toleranz hat stets etwas Ablehnendes. Wer etwas toleriert, muss es irgendwie schlecht finden. Niggemeier zitiert den berühmten Satz von Goethe: »Toleranz sollte eigentlich nur eine vorübergehende Gesinnung sein: Sie muss zur Anerkennung führen«, und fordert »das Ende der Toleranz« und den Beginn der Akzeptanz.

Müssen Lebensformen – unbesehen, ob sie aus homosexueller oder heterosexueller Orientierung entstehen – nicht nur toleriert, sondern im Sinne Niggemeiers akzeptiert und auch gut gefunden werden? Wir glauben, dass die richtige Antwort auf diese Frage nicht einfach Ja ist, sondern dass eine weitere Differenzierung notwendig ist. Die hitzige Diskussion begleitet einen Prozess, der zweifellos richtig ist: Die Homosexualität kommt in der Mitte der Gesellschaft an. Sie wird öffentlich. In diesem Prozess kann man zwei Arten von Forderungen unterscheiden, die Homosexuelle an ihre Mitmenschen stellen: Zum einen wollen sie ihre sexuelle Orientierung nicht anders gewertet sehen als andere. Ein Fußballprofi soll seine Homosexualität nicht mehr mit viel Mut verkünden müssen. Dergleichen soll so okay sein, dass nicht einmal mehr die Frage aufkommt, ob es okay ist. Die Forderung ist, jede Art von Diskriminierung zu unterlassen. Die zweite Art von Forderungen verlangt nicht Enthaltung, sondern Aktivität von Staat und Mitbürgern: etwa ein staatliches Siegel für eine gleichgeschlechtliche Ehe oder die Aufnahme der Homosexualität als Thema in den Schullehrplänen. Auch dabei geht es um Akzeptanz, aber in einem etwas anderen Sinn, um tätige Akzeptanz.

Der ersten Art von Forderung ist ohne weitere Diskussion nachzukommen – bei ihr geht es um ein Menschenrecht. Der zweiten Art von Forderung hingegen nicht ohne Weiteres. Sie bedarf – wie jeder politische Prozess in einer Demokratie – einer öffentlichen Diskussion, in der es auch möglich sein muss, homosexuelle Lebensformen – genau wie jede heterosexuelle oder andere Lebensform – zu kritisieren. Mit »Lebensform« meinen wir nicht die sexuelle Orientierung – die ist nicht zu kritisieren. Wir meinen ihre sozialen Manifestationen und die Forderungen, die der Einzelne davon ausgehend an den Staat stellt. Die Berliner Philosophin Rahel Jaeggi versteht unter Lebensformen »kulturell geprägte Formen menschlichen Zusammenlebens«. So verstanden, sind Lebensformen keine individuellen Optionen, sondern »überpersönlich geprägte Ausdrucksformen mit öffentlicher Relevanz« (Jaeggi). Sie gehen alle etwas an. Man kann sie nicht nur kritisieren, man soll sie kritisieren.

Kritisieren ist nicht gleich diskriminieren. Kritisieren ist ernst nehmen. Deshalb ist es wichtig, von der Empörung wegzukommen. Wer ein tabuisiertes Thema in die Öffentlichkeit trägt, muss sich vieles anhören. Gepolter à la Matussek kann er ignorieren. Aber eine Diskussion muss möglich sein. Zum Beispiel darüber, welche Lebensformen ein Staat fördert – und welche nicht. Wirklich angekommen sind Homosexuelle erst, wenn über ihre Lebensformen auch kritisch diskutiert wird. Dazu können sie sich herzlich eingeladen fühlen.

TOBIAS HÜRTER UND THOMAS VAŠEK

mussten sich für diesen Artikel in der Redaktion kritisieren lassen.